

Frage des Tages

Soll Basel-Stadt weiter mit den Grauen Wölfen an einem Tisch sitzen?

Die rechtsextremen Grauen Wölfe sitzen mit Stadtbehörden am Runden Tisch der Religionen. Ist das richtig? www.baz.ch

Das Ergebnis der Frage von gestern:
Soll Basel eine S-Bahn nach Frankreich forcieren?



«So gut ging es mir noch nie»

Morgen Sonntag feiert SP-Ständerätin Anita Fetz ihren 60. Ein Gespräch über Gott, Frauen, Politik und die Welt

Von Christian Keller, Alessandra Paone und Markus Somm

BaZ: Wir blicken auf das Jahr 1986 zurück. Frau Fetz, Sie erlangten damals nationale Bekanntheit, weil Sie sich als 29-jährige linke Poch-Nationalrätin beinahe mit Bürgerlichen im Bundeshaus prügelten.

Anita Fetz: Ich kann mich gut daran erinnern. 1986 war ein Horrorjahr: Zuerst Tschernobyl, dann Schweizerhalle. In Bern fand eine Sondersession statt. Besorgte schwangere Frauen und Mütter aus Basel forderten den Totalausstieg aus der Atomenergie. Ich versprach ihnen, im Rat ihr Manifest vorzulesen.

Die Schweizerische Depeschenagentur schrieb: «Während eines die Behörden anklagenden Votums der Poch-Nationalrätin Anita Fetz entrollten Frauen auf der Zuschauertribüne Spruchbänder mit den Namen kernenergiefreundlicher Parlamentarier.»

Diese Aktion machte die Bürgerlichen stocksauer. Als die Sitzung wegen des Tumults auf der Zuschauertribüne unterbrochen wurde, kamen mehrere Nationalräte mit rotem Kopf auf mich zu. Ich bereitete mich innerlich vor: Hätte mich auch nur einer angefasst, ich hätte ihm eine geknallt. Ein Parlamentarier stellte sich dann aber zum Glück dazwischen.

Erkennen Sie sich wieder, wenn Sie an jenen Moment denken? Diese Art von Militanz geht Ihnen heute ab.

Ich bin schliesslich auch etwas älter geworden, benutze andere Stilmittel und befinde mich generell in einer ganz anderen Situation. Als erfahrene Ständerätin und Präsidentin der Finanzkommission verfüge ich über viele Zugänge, um meine Anliegen einzubringen. Ohnehin können Sie 2017 nicht mit 1986 vergleichen. Dazwischen liegen Welten. Die vielen Bürgerbewegungen und Gruppierungen, die damals aufkamen, wurden im Bundeshaus ignoriert. Es war die Zeit der Kalten Krieger. Heute ist das nicht mehr der Fall.

Wie wurden Sie generell wahrgenommen? Die Poch galt als rotes Tuch, von Moskau bezahlt.

Mehr noch: Man unterstellte mir, in Libyen von Muammar al-Gaddafi's Schergen ausgebildet worden zu sein. Stimmt es, dass die Poch von den Russen Geld erhielt?

Nein, das ist Unsinn. Die kommunistische PDA erhielt Geld. Die Poch schloss sich international den Blockfreien an unterstützte die Befreiungsbewegung im Süden.

Die Poch war aber eindeutig leninistisch-stalinistisch ausgerichtet. Können Sie rückblickend nachvollziehen, wie Sie ein solches Gedankengut früher gutheissen konnten?

Einspruch: Das habe ich nie. Ich war eine Poch-Vertreterin der jungen Generation. Ich war Anfang der Achtzigerjahre Parteimitglied geworden. Lenin oder Stalin interessierten uns nicht. Die zentralen Themen waren Ökologie, Solidarität mit der Dritten Welt und für mich die Frauenfrage. Ältere Poch-Männer glaubten, die fehlende Gleichberechtigung der Geschlechter sei nach marxistischer Lesart ein «Nebenwiderspruch».

Die Beraterin

Anita Fetz wurde am 19. März 1957 als älteste von drei Schwestern in Basel geboren. Sie studierte Wirtschafts- und Sozialgeschichte und arbeitet als selbstständige Unternehmensberaterin. Als Mitglied der Progressiven Organisationen der Schweiz (Poch) gehörte sie von 1984 bis 1989 dem Basler Grossen Rat und von Mitte 1985 bis Ende 1989 dem Nationalrat an. 1995 trat sie der SP bei und war von 1997 bis 2004 erneut Grossrätin und von 1999 bis 2003 erneut Nationalrätin. Seit 2003 sitzt sie im Ständerat. Dies ist ihre letzte Legislatur. Fetz ist mit Fritz Jenny verheiratet.



«Wenn ich etwas richtig ungerecht finde, steige ich auf die Barrikaden.» Anita Fetz neben Helvetia. Foto Christian Jaeggi

Damit liefen sie jedoch bei den feministischen Parteifrauen auf.

1986 sagte SP-Präsident Helmut Hubacher in der Schweizer Illustrierten über Sie: «Sie ist jung und Baslerin, doch redet sie mehr für die Galerie.» War das ein Beispiel für jenes «machohafte Getue», über das Sie sich als Frauenrechtlerin so sehr empörten?

Natürlich. Andererseits hatte Hubacher aber auch recht. Unsere aus Kleinparteien zusammengesetzte, fünfköpfige Fraktion war so winzig, dass wir in Bern nur minimal Einfluss hatten.

Warum führte Ihr Weg nicht direkt in die SP, sondern zuerst zur Poch?

Weil die SP für mich Ende der Siebzigerjahre ein lendenlahmer Männerklub war. Als junge Frau hatte ich dort nichts verloren. Die Post ging links der SP ab.

«Die SP war Ende der Siebzigerjahre für mich ein lendenlahmer Männerklub.»

Ihr rebellischer Charakter zeigte sich bereits in Jugendjahren: Als eine Schülerin bestraft werden sollte, weil sie statt Rock eine Hose trug, machten Sie so lange Radau, bis die Schulleitung einknickte. Woher stammt dieses revolutionäre Gen?

Ich würde nicht von einem revolutionären Gen sprechen, sondern von einem Gerechtigkeitsgen. Wenn ich etwas richtig ungerecht finde, dann steige ich auf die Barrikaden. Für diese Einstellung spielte die Erziehung sicherlich eine Rolle. Mutter und Vater lehrten uns drei Dinge: selbstständig zu sein, nicht gleich alles Geld auszugeben und uns nicht auf die Kappe geben zu lassen.

Ihre Eltern waren Gewerbler und führten im Neubadquartier ein Radio- und Fernsehgeschäft. Wo standen sie politisch?

Das lässt sich nicht eindeutig sagen. Sie waren auch nicht in einer Partei. Wir diskutierten zwar über Politik, allerdings sehr punktuell. Nachträglich würde ich meinen Vater als «Anarcho-Freisinnigen» bezeichnen, meine Mutter ist sehr sozial. Er war Katholik und ist in einem Jesuitenorden zur Schule gegangen. Ich habe mich von dieser frauenfeindlichen Kirche bereits im Alter von 14 Jahren verabschiedet.

Gab es familieninterne Spannungen, weil Sie als Poch-Anhängerin extreme Positionen vertraten?

Das hing vom Thema ab. Meine Eltern waren auch gegen das AKW Kaiser-augst, dessen Bauplatz ich mitbesetzt

habe. Auch die «Münchensteiner-Initiative», welche die Einführung des Zivildienstes forderte, unterstützten sie. Manchmal ging es verbal aber wirklich flott zu und her. Vater und ich lieferten uns rhetorische Gefechte. Mutter litt darunter. Sie war sehr auf den Ausgleich bedacht. Vater rechne ich es hoch an, dass er «hingehalten» hat und sich der Diskussion stellte. Ich wusste immer, dass die hitzigen Meinungsverschiedenheiten nie der gegenseitigen Zuneigung schaden. Und für seine drei Töchter tat er alles.

Als Sie 1985 in den Nationalrat nachrückten, wollte Ihr Arbeitgeber die befristete Stelle nicht mehr verlängern – ein «so linkes Aushängeschild» könne man sich nicht leisten. Was haben Sie daraus gelernt?

Erstens, dass es Idioten gibt. Zweitens, dass es keinen Sinn macht, lange herumzujammern. Meine Grossmutter sagte immer: «Nur eigenes Geld macht unabhängig.» Das nahm ich mir zu Herzen. Mit einer Kollegin gründete ich eine eigene Firma. Vater sprach ein Darlehen, allerdings ein verzinstes. Das empörte meine Freundinnen: Die Eltern dürften doch keine Geschäfte mit ihren Kindern machen. Doch dadurch habe ich extrem viel gelernt: etwa Honorare zu verhandeln, mich durchzusetzen. Nach zwei Jahren schrieb die Firma schwarze Zahlen. Allerdings arbeitete ich sechs, sieben Tage die Woche. Darum zog ich mich 1989 aus der Politik zurück ...

... um dann 1995 der SP beizutreten und wieder in die Politik zurückzukehren. Spürten Sie unter den Sozialdemokraten nicht viel Misstrauen?

Einige Vorbehalte mir gegenüber waren zweifellos vorhanden. Mir fehlte ein gewisser Stallgeruch. Allerdings hatte ich in der Frauen- und Anti-AKW-Bewegung bereits jahrelang mit SP-Leuten zusammengearbeitet. So weit weg war ich dann auch wieder nicht.

Ihr politischer Schwerpunkt galt stets der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau. In einer Bilanz schreiben Sie: «Das Glas ist mehr als halb voll.» Also hat sich der dreissigjährige Kampf ausbezahlt?

Absolut. Man kann sich gar nicht mehr vorstellen, welche Zustände bis weit in die Achtzigerjahre herrschten. Nehmen Sie nur das alte Eherecht: Die Frau musste ihren Gatten fragen, ob sie ein wenig Taschengeld beziehen dürfe. Wie erniedrigend! Oder der de facto verbotene Schwangerschaftsabbruch: Dass einem der Staat vorschreibt, was man mit seinem Körper tun darf, hat mich extrem wütend gemacht. In all diesen Bereichen wur-

den elementare Fortschritte erzielt. In den Details erkenne ich allerdings Verbesserungspotenzial. Die Mütter sind nach wie vor benachteiligt. Das zeigen Statistiken zur Lohnungleichheit.

Fürchten Sie Rückschritte?

Ja. Die konservative Wende bereitet mir aus verschiedenen Gründen grosse Sorgen. Die rechten Regierungen in Polen und Ungarn wollen die Abtreibung ganz verbieten. Auch Trump und Le Pen arbeiten auf dieses Ziel hin. Damit fängt die Unterdrückung immer an: mit dem Zugriff auf den weiblichen Körper. Darum warne ich die jungen Frauen: Seid wachsam, passt auf. Es ist gut möglich, dass ihr dereinst wieder in die Hosen steigen müsst.

Nochmals ein Zitat aus dem Jahr 1986, als wie in diesen Wochen über die Zukunft der AHV debattiert wurde. Sie sagten damals einer Zeitung: «Da sitzen sie zwischen 50 und 70, und entscheiden über die Zukunft der Jungen. Ungeheuerlich.» Die Aussage fällt nun auf Sie zurück.

Es wundert mich nicht, dass sie von mir stammt. (Lacht.) Sie haben schon recht. Allerdings ist das Parlament inzwischen altersmässig viel durchmischer – auch im Ständerat. Ein gesunder Mix ist wichtig.

Vertreten Sie die Anliegen der jungen Generation?

Eine gute Frage. Auch unter den Jungen gibt es unterschiedliche Interessen, sodass es unmöglich ist, allen Ansprüchen gerecht zu werden. Auf jeden Fall bin ich offen für die Anliegen der Jugend – und eigentlich nur schon froh, wenn sie überhaupt welche haben. In anderen Ländern sterben die Menschen für die Demokratie, hierzulande gehen bloss etwa 30 Prozent der jungen Stimmberechtigten an die Urne. Das bedaure ich sehr.

Wo hat die Linke versagt?

Eindeutig bei der Migration. Der unkritische Umgang damit hat der SP massiv geschadet. Das Dossier wurde zu lange von Personen betreut, die den Bezug zur Basis verloren hatten. Statt auch die Probleme zu sehen, wurde die Migration unkritisch begrusst. Inzwischen ist das anders.

Das wäre uns neu.

Nehmen Sie als Beispiel Basel-Stadt. Dort wurde bereits Ende der Neunzigerjahre überparteilich die Strategie «fordern und fördern» etabliert. Es finden Integrationsgespräche statt, bei denen der Tarif klipp und klar durchgegeben wird. Auch bezüglich den Frauenrechten, die bei uns gelten und nicht verhandelbar sind. Hätte ich jedoch einen Zauberstab zur Hand, würde ich ganz andere Massnahmen ergreifen.

Welche?

Zunächst müssten in Krisenregionen die Flüchtlingscamps zu Städten weiterentwickelt werden, damit Menschen eine Perspektive haben. Dann würde ich zusehen, dass die europäischen Staaten einen fairen Verteilungsschlüssel definieren, wie viele Menschen sie pro Jahr legal in ihrem Land aufnehmen. Und drittens würde ich Migranten ermöglichen, während einiger Jahre bei uns an einer Hochschule eine Ausbildung zu durchlaufen, damit sie danach zu Hause ihr Land voranbringen können.

Reden wir über den schwierigsten Moment in Ihrer politischen Laufbahn: Die Behring-Krise 2004.

Es war keine Behring-Krise, sondern eine Krise der Stiftung Pro Facile, in der ich mit Dieter Behring sass.

Was haben Sie daraus gelernt?

Dass es Momente gibt, in denen du einfach nichts tun kannst und warten musst, bis der Sturm irgendwann vorüber ist. Mein Pech war, dass die Stiftungsaufsicht neun Monate benötigte, ehe ihr entlastender Bericht endlich vorlag. In einer solchen Zeitspanne kann eine Laufbahn zerstört werden. Seither bin ich bei der Annahme von ehrenamtlichen Tätigkeiten äusserst vorsichtig geworden. Bevor ich zusage, durchleuchte ich die beteiligten Personen. Es geht leider nicht anders.

Mit 60 rücken Altersfragen vermehrt ins Zentrum. Wie blicken Sie der Zukunft entgegen?

Es ist lustig: Die 40er-Hürde war schlimmer. 60? Noch nie ist es mir so gut gegangen. Ich lasse mich nicht mehr hetzen, lebe in einem guten Umfeld und interessiere mich für vielerlei Dinge.

«Der unkritische Umgang mit der Migration hat der SP massiv geschadet.»

Zum Thema Tod ist Ihre Haltung klar: Sie wollen selbst entscheiden, wann Schluss ist.

Ja, darum bin ich auch Patronatsmitglied bei der Sterbehilfeorganisation Exit. Die Babyboomer-Generation entwickelt ein anderes Verhältnis zum Tod als unsere Eltern. Nicht nur gesundheitliche Gründe rechtfertigen den selbstbestimmten Abschied. Wer 85 Jahre alt ist, alle Freunde und Freude verloren hat, sich einsam fühlt und nicht mehr mag, soll auch gehen dürfen. Es ist eine heikle Diskussion. Aber wir sollten sie führen.

Vorerst steht Ihr runder Geburtstag auf dem Programm. Morgen Sonntag ist es so weit. Was ist geplant?

Nichts Grosses. Wir feiern im kleinen Rahmen unter guten Freunden.

ANZEIGE

academia
International School (ais)

Mit 6 Fächern an die Uni!

ais College/Gymnasium für Jugendliche und Erwachsene

www.academia-international.ch
Tel. +41 61 260 20 80